

Leonie Knebel

Sag mir, wo du störst.¹

Ariane Brensell und Klaus Weber haben einen lesenswerten Band über „Störungen“ herausgegeben

Ob und wie die Psychologie den Zusammenhang zwischen individuellem Leid und gesellschaftlichen Verhältnissen zu fassen vermag, darüber gehen die Meinungen auseinander: Während die freudomarxistische Tradition dazu neigt, den Kapitalismus nur unter dem Gesichtspunkt individueller oder kollektiver neurotischer Phänomene zu betrachten, wenden sich andere Psychologinnen und Psychologen gegen eine Pathologisierung des Leidens an der Gesellschaft. Nachzulesen ist dies in dem von Ariane Brensell und Klaus Weber herausgegebenen Sammelband „Störungen“, der in der Reihe „Texte zur Kritischen Psychologie“ des Argument-Verlags erschienen ist. Das Buch enthält acht, teils wiederveröffentlichte, teils neue Beiträge zu den Themen Ver-rücktheit, Psychose, Trauma, Depression, Diagnostik, Krankheitsbegriff, betroffenenkontrollierte und sozialpsychiatrische Versorgung.

Den Auftakt bildet der Essay *Sozialpsychiatrischer Krankheitsbegriff?* (1988) von Erich Wulff. Der Autor entwickelt darin ein ideologiekritisches Verständnis des bis heute aktuellen klassifikatorischen Krankheits- bzw. Störungsbegriffs. Dem mechanisch-materialistischen Krankheitsverständnis von Ernst Kraepelin (1920) setzt er ein dialektisches entgegen, welches den Mensch als gesellschaftliches, psychisches und somatisches Lebewesen begreift. Dabei begrüßt er, anders als in der Linken sonst üblich, durchaus auch biologisch inspirierte Forschung, soweit sie die Psychiatrie nicht biologistisch vereinnahmt. Ein universell gültiges, theoriefreies Klassifikationssystem, wie es sich 1980 mit dem DSM-III durchsetzte, lehnt er jedoch ab. Dass es sich beim Gegenstand des DSM-III weniger um empirisch feststellbare Krankheitseinheiten, sondern um Normierungen handelt, wird nach Wulff auch daraus ersichtlich, dass per Mehrheitsbeschluss abgestimmt wird, welche Diagnosen es geben soll und bei welcher Anzahl von Merkmalen es sich zum Beispiel um eine Schizophrenie oder um eine Depression handelt. Der therapeutische Wert des Systems, so Wulff, sei gering, die Funktion bestehe vielmehr in der kontextabstrahierenden Normierung, die es erlaube, „den jeweils Fremden zu patholo-

¹ Erweiterte Fassung einer in ak – analyse & kritik – (Nr. 606, 16.6.2015) erschienenen Rezension.

gisieren“ (S. 25) und Menschen im Sinne ökonomischer Rationalität zu verrechnen.

Reinhard Lütjen fasst in seinem Beitrag die Thesen seines Buches *Psychosen verstehen* (2007) zusammen. Anhand eines Mannes, der seine Sachen aus dem Fenster wirft, legt er seine subjektorientierte Perspektive dar unter Anleihen in Psychoanalyse, phänomenologischer und kritischer Psychologie. Herr N. leide daran, wie er sein Leben zwischen vorgeplanter Karriere als Fabrikantensohn und seinen eigenen Interessen gestalten soll. In biografischen Notsituationen zersplittere die Individualität in unverbundene Konfliktelemente, eine Mischung aus Abwehr und kreativer Neufassung von relevanten Lebensaspekten. Mit seiner Subjektorientierung negiert Lütjen den medizinischen Krankheitsbegriff, der den schizophrenen Ausdruck als uneinfühlbar abtut, und empfiehlt in abstrakter Gegenüberstellung KlientInnen als „autonome Subjekte“ (S. 56) mit guten Gründen zu verstehen. In der Kritischen Psychologie werden Subjekte aber gerade nicht als körperlose und individuelle Gestalter ihres Lebens begriffen, sondern als in vielfache Herrschaftsverhältnisse verstrickt. Dieser Ansatz fällt auch hinter dem Erklärungsversuch von Wulff (1995) zurück, der die Logik der Unverständlichkeit im Wahnsinn zu entschlüsseln versucht, indem er die phasenweise und auf bestimmte Bereiche begrenzte Aufkündigung intersubjektiver Verständigung als Aberkennung zwischen subjektivem Sinn und verallgemeinerbaren Bedeutungen auffasst, was sowohl biologische Ursachen als auch biografische und gesellschaftliche Gründe haben kann (vgl. S. 41 ff.)

Klaus Weber greift Wulffs These auf, legt den Fokus jedoch auf das Verhältnis zwischen Professionellen und Betroffenen in der Sozialpsychiatrie. Er versteht Helfen als Teil eines Gewaltverhältnisses im Sinne Brechts: „Hilfe und Gewalt geben ein Ganzes/ Und das Ganze muss verändert werden“. In seiner an Foucault anschließenden Praxisreflexion als sozialpsychiatrischer Berater geraten sowohl die psychiatrische Macht der Kompetenz, des gesunden Menschenverstands und der Normalität in den Blick als auch die Dimensionen der kulturellen und der Geschlechterdifferenz. Klassenverhältnisse bleiben allerdings ausgespart. Das hat zur Folge, dass Weber Empowerment nur als „Selbstentmächtigung“ (S. 81) im Sinne einer Zurücknahme professioneller Aktivitäten versteht. Eine gemeinsame Ermächtigung gegen die Ökonomisierung des Gesundheitssystems oder gegen die verwehrte Teilnahme an der gesellschaftlichen Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen gerät so nicht in den Blick.

Christian Küpper vergleicht den betroffenenkontrollierten und anti-psychiatrischen Ansatz des Berliner Weglaufhauses, in dem mindestens

50 Prozent der dort Tätigen schon einmal selbst Patient/innen auf einer psychiatrischen Krankenhausstation waren, mit einem Ex-In-Partizipationsprojekt von sog. GenesungsbegleiterInnen. Für seine These, dass im zweiten Ansatz der Bruch zwischen vermeintlich Kranken und Professionellen auf struktureller Ebene re-inszeniert wird, führt er überzeugende Argumente an: Die Betroffenen würden im besten Fall zu schlechter bezahlten Hilfskräften ausgebildet. Während professionelle Expert/innen ihre persönlichen Erfahrungen im Sinne der professionellen Distanz i.d.R. zurückhalten, seien Expert/innen qua Erfahrung dazu angehalten intimste Erfahrungen einzubringen, da es sich schließlich um ihr „Qualifikationsmerkmal“ (S. 103) handle. Ob sich zur Verständigung über psychische Ausnahmezustände wirklich alltagsnahe Ausdrücke wie „ver-rückt sein“ oder „auf 'nem Film sein“ besser eignen als theoretische Begriffe wie Psychose oder ob sich hinter dem Präferieren der Alltagssprache und dem Erfahrungswissen eine grundlegende Skepsis gegenüber einer Verwissenschaftlichung und Verallgemeinerung subjektiver Erfahrungen verbirgt, bleibt offen.

Ariane Brensell analysiert in ihrem Beitrag den Traumabegriff. Sie unterscheidet dessen subversive Seite, die die psychosozialen Folgen von Gewalt anerkennt und gewaltförmige Verhältnisse kritisiert, von einer pathologisierenden Seite, die das Opfer von Gewalt in einen kranken Menschen verwandelt. Die Aufnahme der Diagnose „posttraumatische Belastungsstörung“ in die psychiatrischen Klassifikationsmanuale hält sie für einen Pyrrhussieg, da das Verständnis von strukturell bedingter Gewalt als außerordentlich starker Stressreiz von den gesellschaftlichen Ursachen abstrahiere und diese entnenne. Im Anschluss an Keilsons Traumatheorie macht sie die Position stark, dass der Umgang mit dem Trauma für Verarbeitung und Wohlbefinden mindestens eine ebenso große Rolle spielt wie die Erfahrungen des Traumas selbst. Dabei lenkt sie den Blick sowohl auf direkte Formen der Entrechtung in Flüchtlingslagern als auch auf indirekte Formen der Gewalt, etwa permanente Leistungsanforderungen oder erzwungene Erwerbslosigkeit, deren Traumatisierungspotential sie als „viele kleine Nadelstiche“ (S. 145) beschreibt, die die Wunden offen halten.

Charlotte Jurk führt ihre Kritik an der Pathologisierung am Depressionsbegriff aus. Während in der uralten Melancholie die Unzulänglichkeit der Welt betrauert werde, untermauere der Depressionsbegriff die persönliche und biologische Unzulänglichkeit der Person. Im Lichte des neoliberalen Optimierungszwangs gerieten Personen mit Grübelneigung und einer Handlungslähmung besonders schnell unter Handlungsdruck, ihre Mängel mit einem Antidepressivum zu beheben. Da Jurk die Probleme

vom Standpunkt der „Diagnose-Macher“ betrachtet, um die zunehmende Medikalisierung anzuprangern, kommt die subjektwissenschaftliche Analyse des Leidens an den Verhältnissen an dieser Stelle zu kurz.

Vanessa Lux fragt danach, welche Bedeutung der Boom der Neurowissenschaften für Vorstellungen von psychischen Störungen hat. Obwohl der Erkenntnisfortschritt extrem gering sei, werde in die neurobiologische Erforschung psychischer Störungen umfangreich investiert. Die Faszination der Psychologie für die Neurowissenschaften resultiere u.a. daraus, dass sie „jeden langweilen Reaktionstest in aufregende bunte Klekse“ (S. 171) verwandle. Indem sie sich die Restriktionen und Reduktionen der methodischen Anordnungen genauer ansieht, entzaubert Lux u.a. die Ergebnisse der funktionalen Magnetresonanztomografie zur Schizophrenie: Beispielsweise würden akut psychotische Personen aus ethischen und praktischen Gründen weder bewegungslos in eine Röhre geschoben, noch den Instruktionen der VersuchsleiterInnen Folge leisten. Ähnlich wie das Human Genom Project halte das Human Brain Project nicht, was es verspricht, nämlich die biologische Entschlüsselung menschlichen Verhaltens und Leidens, sodass auch das neue DSM-V daran gescheitert ist, die Klassifikation durch neuronale Daten zu validieren.

Morus Markard und Christina Kaindl übersetzen „Diagnostik“ als „Lehre vom Durchblick“ (S. 193) und unterscheiden einen Kontroll- von einem Sachaspekt. „Jemanden zu durchschauen“ geschieht fast immer gegen dessen Willen, „etwas zu durchschauen“ ist hingegen meistens im Interesse der Betroffenen. Mit ihrer Kritik an alltäglichen („Der ist ein Idiot.“) und wissenschaftlichen Diagnosen („Der Proband neigt zu unangemessen-idiosynkratischen und bizarren Verhaltensweisen.“) greifen sie Klaus Holzkamps Frage nach der Aufgabe der Psychologie wieder auf: Sollen Alltagsurteile technisch verbessert oder hinterfragt werden? Die Schwierigkeit im Umgang mit personalisierenden Urteilen liege in deren Pseudokonkretheit und dem verdinglichenden Sog, durch den Konzepte zu Seinszuschreibungen werden: „Man denkt, es ist so, obwohl es in Wirklichkeit so ist, dass es nur so gedacht ist“ (S. 204).

Positiv an der entpathologisierenden Stoßrichtung des Bandes ist, dass sie auf eine Befreiung der Menschen von staatlichem und pharmazeutischem Zugriff zielt. Dieser Ansatz läuft jedoch Gefahr, die kritisch-psychologische These über Bord zu werfen, wonach mehr oder weniger bewusste Verstrickungen in Herrschaftsverhältnisse ein entscheidender Grund für psychische „Störungen“ sind (vgl. Zander in diesem Heft). Hinzukommt, dass die antibiologische Stoßrichtung einiger Beiträge dem Anspruch einer marxistischen Subjektwissenschaft, menschliche Leider-

fahrungen in ihren materiellen, d.h. auch körperlichen Voraussetzungen zu begreifen, nicht gerecht wird. Der Wunsch, Subjekte zu ermächtigen und das Leiden an den Verhältnissen zu entpathologisieren, darf nicht auf eine bloße Sprach- bzw. Bewusstseinsveränderung hinauslaufen, die nur andere Namen für die gleichen Probleme erfindet. Um auf dem psychologischen Hauptfeld der Klinischen Theorie, Psychotherapie und Beratung wieder eine ernstzunehmende Herausforderung für den Mainstream zu entwickeln, bedarf es einer stärkeren Verbindung von Ideologiekritik und einer alternativen Praxis mit konkretem „Störungswissen“. Interessante Ansätze dazu sind in dem Buch zu finden, das viele kritische Fragen aufwirft ohne darauf schon Antworten zu haben.

Wulff, E. (1995). *Wahnsinnslogik. Von der Verstehbarkeit schizophrener Erfahrung*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.

Ariane Brensell & Klaus Weber (Hrsg.): *Störungen. Texte zur Kritischen Psychologie*, Bd. 4. Argument-Verlag: Hamburg 2015, 224 Seiten, 9,90 €